

Weitergabe des Glaubens

Missionarische Existenz und diakonischer Auftrag heute

Vortrag bei der Michaelis-Konferenz des Diakonischen Werks der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern in Puschendorf am 29. 9.2006
von Ulrich Laepple, Berlin

I. Weitergabe des Glaubens

1. Ein Totengräber im Dienst des Lebendigen, oder: Vom Glück, Christ zu sein

Vor nicht langer Zeit war ich zu einer „Gemeindekirchenratsrüste“ eingeladen. Am Stadtbahnhof holte mich ein Gemeindeglied ab und fuhr mich in das etwas abgelegene Dorf zum Veranstaltungsort. Was er denn so mache, frage ich. „Ich bin Totengräber“ (er schaut mich etwas prüfend an) „und helfe in der Gemeinde mit, wofür man mich eben braucht.“ Er kommt ins Erzählen. Ihm mache seine Arbeit Spaß (obwohl das ja nicht ganz das richtige Wort für diese Arbeit sei). Aber wenn Angehörige von Verstorbenen am Samstag mit ihm über den Friedhof gingen, um eine Grabstelle auszusuchen und sich für die Unannehmlichkeit, dass es Samstag sei, entschuldigen, sage er: „Sie haben es viel schwerer als ich. Ich mache das gern.“ Und er komme bei diesen Gängen oft ins Gespräch über das Leben der Verstorbenen, über die Trauer der Angehörigen und spreche mit ihnen über den Glauben. Dann etwas unvermittelt: Und die Ein-Euro-Jobs sind auch eine gute Sache! Er habe vier solche Mitarbeiter auf dem Friedhof. Alle seien sie irgendwann aus der Kirche ausgetreten. Es sei doch nicht in Ordnung, so mit der eigenen Taufe umzugehen! Das habe er ihnen klar gemacht. Inzwischen seien drei von ihnen wieder in die Kirche eingetreten.

Dieser einfache Totengräber ist unser Thema in Person:

„Weitergabe des Glaubens“ – das war seine Sache;

„Missionarische Existenz“ – die hat er gelebt;

„Diakonischer Auftrag“ – Tote begraben war schon seit alters ein hochrangiger diakonischer Dienst, der eine Frage der Würde des Menschen war.

Hinter all dem, was ich diesem Menschen abspürte, stand das Glück, Christ zu sein.
Das Glück, mitmachen zu dürfen bei der Sache Jesu.

Es hätte doch auch anders kommen können - *bei uns*, dass wir von Gott nicht gefunden worden wären, dass wir taub gewesen wären für den Ruf an uns und für das Evangelium und dass wir nicht den Platz gefunden hätten, wo wir heute gerne stehen im Dienst Jesu.

Ich denke, es darf von Zeit zu Zeit eine Dankbarkeit durch unser Herz ziehen dafür, dass Menschen unseren Weg gekreuzt haben, die uns Wegweiser zum Glauben geworden sind. Dass uns bewusst ist, welcher Trost im Leben und im Sterben, welche Gewissheiten in einer hinfalligen Welt unser Leben begleiten dürfen. Ja, der Glaube hat uns gebildet, auch unsere Persönlichkeit gebildet, unserm Leben Kontur gegeben und es in eine Gemeinschaft gestellt, die uns trägt und die wir mittragen dürfen.

Dieses persönliche Glück, diese persönliche Dankbarkeit ist ein Antrieb zur Mission. „Wem das Herz voll ist, dem geht der Mund über.“ Dieses persönliche Glück bildet „missionarische Existenz“ aus. Unsere Erfahrung mit Gott drängt uns dazu, dass auch andere Erfahrungen mit dem Glauben machen. Und dieses Glück ist auch ein Antrieb zum Dienst, zur Diakonie. Denn

die Liebe Gottes reicht über das Wort hinaus und will heilsam hinein in die Schichten der Seele bis in die Leiblichkeit der Menschen, und umgekehrt: von leiblicher Hilfe in die Seele und den Geist der Menschen hinein.

Wir haben jetzt die persönliche, die subjektive Seite beleuchtet: Das persönliche Glück, Christ zu sein – und dass wir es nicht für uns behalten können. Aber es gibt noch eine andere, sozusagen objektive Seite fürs Weitergeben der christlichen Botschaft. Ich meine den Auftrag der Kirche.

2. Die Neuformulierung des Auftrags: „Verantwortungsgemeinschaft für die Weitergabe des Evangeliums“

Bischof Huber spricht immer wieder davon, dass die Kirche eine „Verantwortungsgemeinschaft für die Weitergabe des Evangeliums“ sei. Er erinnert die Pfarrerschaft und die Gemeinden daran, dass ihr Wesen sich nicht mit einem Binnenblick, mit einer Binnenmentalität vertrage, also damit, dass sie sich um sich selber sorgt und dreht. Vielmehr habe sie ihren Außenblick zu schärfen. Denn Kirche wolle zu den Menschen. Sie soll nicht warten, bis die Menschen zur Kirche kommen. Darum bräuchten wir eine missionarische Kirche, ja, einen Mentalitätswechsel, wie ihn das neue Perspektivpapier der EKD fordert.

Dieser Mentalitätswechsel in der Ev. Kirche in Deutschland ist eingeleitet worden mit einer nachhaltig wirkenden Synode der EKD, deren Ergebnis ich kurz beleuchten muss. Manche haben von einem „zweiten Wunder von Leipzig“ gesprochen, nach dem ersten politischen Ereignis von 1989, jetzt, 10 Jahre später, also 1999, ein theologisches Ereignis.

Was war geschehen? Die Synode der EKD versammelte sich in jenem Jahr in Leipzig zum Thema „Reden von Gott in der Welt. Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend“.

Prof. Jüngel setzte gleich im Eröffnungsvortrag ein deutliches Zeichen:

„Wenn die Kirche ein Herz hätte, ein Herz, das noch schlägt, dann würden Evangelisation und Mission den Rhythmus des Herzens der Kirche in hohem Maße bestimmen. Und Defizite bei der missionarischen Tätigkeit der christlichen Kirche, Mängel beim Evangelisieren, würden sofort zu schweren Herzrhythmusstörungen führen. Der Kreislauf des kirchlichen Lebens würde hypotonisch werden. Wer an einem gesunden Kreislauf des kirchlichen Lebens interessiert ist, muss deshalb auch an Mission und Evangelisation interessiert sein. [...] Wenn Mission und Evangelisation nicht Sache der ganzen Kirche ist oder wieder wird, dann ist etwas mit dem Herzschlag der Kirche nicht in Ordnung.“

Und die sog. Kundgebung, das öffentliche Wort, das von der Synode an die evangelischen Christen ausging, hörte sich so an:

- *„Von dieser Tagung der Synode geht das Signal aus: die evangelische Kirche setzt das Glaubenthema und den missionarischen Auftrag an die erste Stelle...Es hat eine Zeit gegeben, in der es den Anschein haben konnte, als sei die missionarische Orientierung das Markenzeichen nur einer einzelnen Strömung in unserer Kirche. Heute sagen wir gemeinsam: Weitergabe des Glaubens und Wachstum der Gemeinden sind unsere vordringliche Aufgabe, an dieser Stelle müssen die Kräfte konzentriert werden.“¹ ... „Wir stehen an der Schwelle zum dritten Jahrtausend. Es ist dies ein Zeitpunkt, an dem überall in unseren Kirchen die Dringlichkeit der missionarischen Aufgabe neu erkannt und in den*

¹ Reden von Gott in der Welt, Hannover 2000, S.41f

*Vordergrund gerückt worden ist. Wir brauchen dafür alle Kompetenz und alle Kraft, die wir aufbieten können.*²

Das war nichts weniger als eine neue Vergewisserung und neue Annahme des Auftrags der Kirche zur Mission.

Die Begriffe „Mission“ und „Evangelisation“ können seither in ganz neuer Weise gebraucht werden, ohne dass durch die Nennung dieser Begriffe schon die Türen zugehen. Sie sind im besten Sinne wieder „salonfähig“ geworden. Freilich, damit ist die kirchliche Wirklichkeit noch lange nicht verändert. Die Pfarrerrzunft ist „veränderungsresistent“, wie jemand einmal sagte, und auch in den Gemeinden mahlen die Mühlen langsam.

3. Wider den Geist der Resignation – der Theologenkongress von Leipzig

Heute vor einer Woche ging der Theologenkongress zu Ende, der von der AMD veranstaltet wurde (18.-21.9.2006). Fast 900 Theologinnen und Theologen folgten der Einladung nach Leipzig unter der Überschrift: „Denn dein ist das Reich“ – für eine wachsende Kirche.“

Es sollten mit dieser Thematik nicht die Schwierigkeiten überblendet werden, die Teil der kirchlichen Situation in D. sind:

dass z.B. bis 2030, wenn die Entwicklung statistisch gesehen fortgeschrieben wird, ein Drittel weniger Deutsche in der ev. Kirche angehören und die Hälfte der heutigen Einnahmen nur noch zur Verfügung steht.;

dass zwar in Deutschland eine Respiritualisierung, ein Wiedererstarken des Religiösen zu beobachten ist. Aber an der Kirche vorbei, es kommt ihr nicht oder kaum zugute.;

dass die Konfessionslosigkeit, die im Osten mit 12 Millionen Menschen (dort eine Mehrheit) umfasst, im Westen 14 Millionen (dort eine Minderheit). Dies zeigt einen Traditionsabbruch an, der die Gesellschaft verändert hat und weiter verändern wird zu einer nach-christlichen Gesellschaft in Deutschland.

Aber – im Bewusstsein dieser Herausforderungen und Veränderungen - sollte dem Geist der Resignation gewehrt werden, sollte daran erinnert werden, dass wir einen reichen Gott haben, der zu seinem Auftrag auch die Kraft gibt und seine Kirche nicht loslässt: „Denn dein ist die Kraft“, der trotz der Tatsache, dass wir im ganzen als Kirche sicherlich kleiner werden, Wachstumsprozesse schenken möchte, für die wir uns als Christen, Gemeinden und Kirche offen halten und gebrauchen lassen sollten.

Eine Menge von Lernfelder für eine missionarische Kirche wurde von den 860 Theologinnen und Theologen in fast 60 Workshops und auf acht Foren thematisiert, diskutiert - Erfahrungen und Modelle von einer missionarischen Konfirmandenarbeit über Glaubenskurse, Gemeindeaufbaufragen, Evangelisation, aber auch Fragen nach dem Zusammenhang von Diakonie und Mission, wie sie uns heute und hier besonders beschäftigen.

Angesichts der Betonung des Missionarischen könnte mancher ja sagen: Jetzt, wo die Kirche mit dem Rücken zur Wand steht, besinnt sie sich auf Mission. Ihr geht es um Mitgliederwerbung. In der Tat liegt hier die Versuchung einer Akzentverschiebung. Schwindender Einfluss, zurückgehende Kirchensteuer – und schon wird die Kirche missionarisch. Sie kann es offenbar nicht verwinden, Macht und Einfluss zu verlieren. Und in der Tat: Es wäre fatal, Mission als Rekrutierungsversuch der Kirche zur Vermehrung der Mitgliedschaft zu verstehen. Denn die Mission der Kirche gründet nicht in einem Defizit an

² a.a.O.S.44

Einfluss in unserer Gesellschaft, gründet nicht in der ernüchternden Wahrnehmung von zurückgehenden Mitgliederzahlen, sondern in einem Gott, der selbst missionarisch ist.
Was meine ich?

Gott entfaltet seine Geschichte in der Sendung Jesu Christi und des Heiligen Geistes mit dem Ziel der Heimholung und Erneuerung seiner Welt. Das ist die missionarische Bewegung Gottes, in die sich die Kirche hineinziehen lässt. Oder so: Nicht die Kirche treibt Mission, sondern die Mission Gottes treibt die Kirche. Paulus: „Die Liebe Gottes drängt uns. Ein Zwang liegt auf mir...“, ein göttliches Muss. Also nicht „damit“ – damit die Kirche voller wird und die Kirchensteuern steigen, sondern „weil“, weil Gottes Liebe drängt. Dann, davon bin ich überzeugt, wird manche Kirche auch wieder voll.

II. Mission und Diakonie

1. Miteinander, neben einander, ohne einander?

Die Frage ist, ob der beschriebene missionarische Aufbruch die Gemeinden erreicht hat. Immerhin viele Landessynoden hat er erreicht. Fast überall hat der angestoßene Prozess zu einer Thematik auf Synoden der Landeskirchen geführt, oft auch zu umfassenden missionarischen Prozessen und Projekten.

Aber die andere Frage stellt sich doch auch: Hat dieser missionarische Aufbruch auch die Diakonie, also die diakonischen Einrichtungen, die Pflegestationen, die Kindergärten, die Krankenhäuser, die Altenheime erreicht?

Ich erlaube mir einmal, eine Vision zu schildern:

Es gibt in der Diakonie Deutschlands 400.000 Hauptamtliche und etwa noch einmal so viel 400.000 Ehrenamtliche. Diese 800.000 Menschen begegnen durch ihren Dienst so vielen Menschen, wie alle Gemeinden mit ihren Gottesdienst und Gruppen und Kreisen zusammen nicht. Was für eine missionarische Gelegenheit und was, wenn sie genützt würde!

Die Papierlage für die Erfüllung einer solchen Vision ist gut. Denn die Präambel der Satzung des DWEKD lautet:

„Die Kirche hat den Auftrag, Gottes Liebe zur Welt in Jesus Christus allen Menschen zu bezeugen. Diakonie ist eine Gestalt dieses Zeugnisses in nimmt sich besonders der Menschen in leiblicher Not, in seelischer Bedrängnis und in sozial ungerechten Verhältnissen an. Sie sucht auch die Ursachen dieser Nöte zu beheben. Sie richte sich in ökumenischer Weite an einzelne Gruppen, an Nahe und Ferne, an Christen und Nichtchristen. Da die Entfremdung von Gott die tiefste Not des Menschen ist und sein Heil und Wohl untrennbar zusammengehören, vollzieht sich Diakonie in Wort und Tat als ganzheitlicher Dienst am Menschen.“

Damit wäre ja eigentlich alles gesagt über den Zusammenhang von Mission und Diakonie. Aber so unkompliziert wie es hier gesagt ist, stehen Diakonie und Mission in der Wirklichkeit nicht zueinander.

Als ich die Stelle für „missionarisch-diakonischen Gemeindeaufbau“ antrat, haben mir wohl meinende Freunde gesagt: „Du, das geht nicht. Mission und Diakonie passen nicht zusammen. Das sind zwei Welten. Lass die Finger davon!“

Hatten sie recht?

Folgende Mail von einem Theologiestudenten aus Oldenburg scheint ihnen recht zu geben:

Da ich in einer missionarischen Gemeinde aufgewachsen und zum Glauben gekommen bin und mein Studium zum größten Teil in Tübingen (Albrecht-Bengel-Haus) verbracht habe, ist mir die Mission ein Herzensanliegen.

Mit der Diakonie hingegen, ich sage es ganz frei heraus, freunde ich mich erst an. Es treffen hier zwei kirchliche Blöcke aufeinander... „Die `Diakonischen` das sind die Sozialarbeiter die mit Jesus nix am Hut haben...“, so hieß es früher in unserer Jugendarbeit und auch noch ab und an im Studium. Nun hat der Oberkirchenrat mich „in seiner grenzenlosen Weisheit“ in eine diakonische und leider auch sehr liberale Gemeinde gestellt. Wieder treffen zwei Blöcke aufeinander. „Der Vikar - der kommt aus so einer frommen Gemeinde, die nur reden...“

Da haben wir sie wieder, die alten und unerträglichen Vorurteile und die Zweiteilung der Kirche, des Leibes Christi.

2. Bibel und Kirchengeschichte

Was hilft, sind Gegenbilder, Gegen-Sätze, Sätze, die solche Vorurteile ins Unrecht setzen.

Ich formuliere sie als drei Erinnerungen:

1. Was sagt eigentlich der „Missionsbefehl“?

Er scheint uns bekannt, sozusagen rückwärts und vorwärts: „Mir ist gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden, darum geht hin und macht zu Jüngern alle Völker und tauft sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Und lehrt sie halten alles, was ich euch geboten habe.“ Kennen wir ihn wirklich? Betrachten wir bei dem oft nur zu tauf liturgischen Zwecken zitierten Satz seinen letzten Teil nicht meist als Anhängsel, dieses „... lehrt sie halten, was ich euch geboten habe“? Aber offenbar gehört zur Jüngerschaft das Halten der Gebote, also nicht nur das Hineinfinden in den Glauben – etwa durch Evangelisation -, sondern auch die Einführung in eine Lebensgestalt der Jüngerschaft.

Was hat er geboten? Blättern wir das Matthäusevangelium vom Ende her, also vom Missionsbefehl her nach vorne durch, entdecken wir unter dem Gebotenen klassische diakonische Themen: Fremde, Kranke, Ausländer, Ausgegrenzte, Gefangene, Arme, Hungerige, Durstige, Nackte - alles Themen, zu denen Jesus in Taten und in Worten Stellung genommen hat. Sie sind bei ihm integriert in das Gottesverhältnis. Jesus predigt – und heilt. Er heilt und predigt. Er gibt Brot für die Seele und Brot für den Leib. Er bindet das Dienen mit dem Glauben zusammen, das Wort an die Tat, die Tat an das Wort, die Nächstenliebe an die Gottesliebe. Warum? Weil Gott uns, seine Geschöpfe nicht aufteilt in Leib und Seele, sondern uns als eine Einheit sieht, die er in ihrer Ganzheit liebt: mit Leib, Seele und Geist.

R. Weth schreibt in seinem Buch „Kirche in der Sendung Jesu“: „Wir sollten die unmissionarische Alternative von Verkündigungsauftrag und Diakonieauftrag, von Evangelisation und sozialer Verantwortung aufgeben, denn sie ist längst überwunden im Missionsbefehl Jesu“ (66).

So ist es.

2. Wachstum der Gemeinde in der frühen Kirche

Adolf von Harnack schrieb vor 100 Jahren ein epochemachendes Buch mit dem Titel: „Die Mission und Ausbreitung des Christentums“. Er zeigt darin mit einer langen Reihe von Beispielen, wie sich die junge Kirche um Kranke und Arme mühte, die Toten beerdigte, in Pestzeiten ausharrte und nicht floh, sich der Gefangenen annahm, und das alles ganz

untaktisch, aus der Liebe zu Christus und den Menschen heraus, untaktisch und gerade doch mit erstaunlicher Wirkung auf die heidnische Umwelt, die magisch angezogen wurde durch diese ganz unübliche Sorge um das Wohl des Nächsten, sei er nun Christ oder auch nicht. Lucian etwa schreibt über die Christen:

„Ihr erster Gesetzgeber hat ihnen die Überzeugung beigebracht, dass sie alle untereinander Brüder seien; sie entwickeln eine unglaubliche Rührigkeit, sobald sich etwas ereignet, was ihre gemeinschaftlichen Interessen berührt; nichts ist ihnen alsdann zu teuer.“

Und Tertullian kann im 2. Jahrhundert bezeugen:

„Die Sorge für die Hilflosen, die wir üben, unsere Liebestätigkeit, ist bei unseren Gegnern zu einem Merkmal für uns geworden (...): ‚Sieh nur‘, sagen sie, ‚wie sie sich untereinander lieben‘ - sie selber hassen sich nämlich untereinander -, und wie einer für den anderen zu sterben bereit ist‘; sie selbst wären eher bereit, sich gegenseitig umzubringen.“

Zähneknirschend muss der heidnische Kaiser Julian Apostata zugeben: Sie kümmern sich nicht nur um die Ihrigen, sondern auch um Nicht-Christen. Harnack stellt fest: Das alles war so trefflich, dass es „einen tiefen Eindruck machte und viele gewann.“

Das sollen die Missionare wissen: dass die Zugänge zum Menschen sehr oft durch diakonische Türen führen, dadurch, dass einer mit einem anderen nicht nur eine Meile, wie Jesus einmal bildlich sagt, sondern zwei Meilen geht, es also meist nicht mit einer Predigt oder mit einem Satz getan ist. Ohne Seelsorge und Leibsorge ist unser Wort unglaubwürdig.

Prof. Michael Herbst sagte in einem Vortrag auf dem gerade zu Ende gegangenen Theologenkongress: „Diakonie als evangelistischer Brückenschlag - diese These ist so gefährlich, dass er der Erörterung bedarf. Die Hinwendung nach außen zum Armen könnte wie eine besonders ausgeklügelte Taktik verstanden werden, der es nur darum geht, „Schäfchen“ zu gewinnen. Es wäre dann eine besonders infame Art, den Nächsten hinter's Licht zu führen, ja ihn zu benutzen. Wir haben es ja trotz bester Bemühungen in unserer Kirche noch nicht vermocht, als Diakone evangelistisch und als Evangelisten diakonisch sein. Wir müssten schon Skylla und Charybdis umschiffen: Skylla, das wäre eine rein taktische Nächstenliebe, die eigentlich nur etwas anderes meint, nämlich die Vermehrung der eigenen Anhängerscharen. Charybdis, das wäre eine stumme Nächstenliebe...“

3. Wichern und die „rettende Liebe“

Wichern war der Gründer des Rauhen Hauses in Hamburg, einer diakonischen Arbeit mit verwahrlosten Kindern und überhaupt der Begründer der neueren Diakonie. Ein Mensch mit einer ganz lebendigen Glaubensbeziehung zu Jesus Christus, einer durchdachten Theologie und einem scharfen Auge für die Not der Menschen. In der Zeit der aufkommenden Industrialisierung rührte die Verelendung der Menschen, besonders der Kinder sein Herz. In der Sonntagsschularbeit in Hamburg spürte er: Wenn die Kinder keine Schuhe und keine rechte Familie und kaum etwas zu essen haben – wie sollen sie das Evangelium hören? Wie sollen sie überhaupt ins Leben hinein finden?

Wichern prägte für seine Arbeit den Begriff der „rettenden Liebe“.

Mit ihm hat er ein zentrales Leitwort gefunden, das ganz aus biblischem Geist stammt und zudem darin seine Stärke hat, dass es sich nicht in „Diakonie“ und „Evangelisation“ aufspalten lässt. Das Charakteristische für Wichern ist zudem, dass er die „rettende Liebe“ konsequent missionarisch, also sendungstheologisch entfaltet und das „Volk“ bzw. die

„Welt“ als Adressaten für diese Liebe mit seinem klaren analytischen Auge in den Blick nimmt. Unter „Innerer Mission“ verstand er - so eine seiner vielen Formulierungen - die „gemeinsame Arbeit der barmherzigen, suchenden Liebe, welche nur auf das Eine sieht, dass die, die Gott nicht haben, ihn finden möchten.“ Denn Liebe „sucht“, Liebe „geht“, Liebe will den anderen „finden“. „*Rettende* Liebe“ wagt sich weit hinaus, denkt von der Not der anderen her, ihrer leiblichen Not und ihrer Glaubensnot. Sie ist nicht auf Selbstbewahrung aus. „*Rettende* Liebe“ als Leitmotiv von Kirche gibt der Kirche Horizont und setzt sie in Bewegung. Erkenntnisgrund und ständige Inspirationsquelle für diese Liebe blieb für Wichern das Evangelium von Jesus Christus, das heißt: Er dachte konsequent christozentrisch. Sein Anliegen war die Übersetzung von Person und Werk Christi in die Praxis kirchlicher Arbeit. In seinen Formulierungen pulsiert die Leidenschaft persönlicher Christusbeziehung.

Drei Erinnerungen – der Missionsbefehl, die frühe Christenheit und die Anfänge der neuzeitlichen Diakonie -, die zeigen, was geschieht und geschehen kann, wenn Mission und Diakonie zusammenfinden.

Aber lässt sich von dem Gesagten überhaupt etwas Herüberretten in die Welt heutiger Diakonie mit ihren ganz anderen Rahmenbedingungen?

4. Geistliche Herausforderungen für die Diakonie auf dem sozialen Markt

a) Diakonie auf dem Markt: Profil oder Identität?

Es ist keine Frage: Diakonie muss sich auf dem freien Markt „profilieren“, d.h. erkennbar werden, erkennbar auch mit ihrem „Alleinstellungsmerkmal“, also mit dem, was sie allein vertritt. Sie muss sagen können, was sie Besonderes, im Unterschied zu anderen, anbietet, welche Art der Hilfe, welche Qualität und welchen Geist der Hilfe man gerade bei ihr erwarten kann.

Es ist hier ganz Ähnliches zu beobachten wie bei der (Wieder)Entdeckung des Missionarischen in der Kirche: Die drohende Marginalisierung erst führt zu einer neuen Selbstbesinnung und Profilierung des eigenen Angebots. Hier, im diakonischen Bereich, sind es Leitbildprozesse, die helfen sollen zu sagen, wer man ist und was man will mit der Marke „Diakonie“.

Es ist jetzt hier nicht der Ort, über gelungene oder misslungene Leitbildprozesse oder überhaupt über ihren Sinn zu sprechen. Tatsache ist, dass es beeindruckende Prozesse mit achtbaren und hilfreichen Ergebnissen gibt, die nach außen und innen zu kommunizieren vermögen, was die Art und Qualität der Arbeit für Menschen in einer bestimmten Organisation ausmacht.

Hier will ich nur auf die *geistliche* Seite dieser Herausforderung eingehen. Sie liegt m.E. in der Wahrhaftigkeit einer Profilaussage.

Der Betheler Theologe Bernhard Wolff sagte vor einiger Zeit:

„Vom ‚Profil‘, von der ‚Profilierung‘ der Diakonie zu sprechen, ist so sehr in Mode gekommen, dass allein dies schon ein Grund wäre, das Wort ganz zu vermeiden. „Ein Profil“, sagt er, „bleibt leicht sehr oberflächlich, eben Außenprofil. Es besteht die Gefahr von Worthülsen, die aufgesetzt wirken, es entsteht leicht der Eindruck, dass es in der Diskussion um das diakonische Profil primär um Marketing geht.“

Eine typische „Worthülse“ ist hier das Wort „christliches Menschenbild“. Es täuscht eine tragende Rolle im Leitbild vor. Doch kann es in Wirklichkeit nichts tragen, weil es zu einer Worthülse verkommen ist.

Wolff will dagegen lieber von „diakonischer Identität“ als vom „Profil“ sprechen. Denn „Identität“ meine gegenüber „Profil“ „die Grundlage meines Handelns, mein Herkommen, mein Selbstverständnis, darin steckt ein Klärungsanspruch an mich selbst, und darin steckt die Chance einer hilfreichen Vergewisserung.... Ich werde mir bewusst, welche Erfahrungen, welche Einsichten, welche Werte Grundlage meines Lebens, meiner Haltung und meines Handelns sind.“ „Identität“ lenke die Fragerichtung nach innen.

Wie können wir solche Klärungen herbeiführen, damit „Profilierung“ im Geist und in der Wahrheit geschieht und keine Mogelpackung wird. Ich vertrete die These, dass diakonische Profilierung nicht ohne ein missionarisches Bewusstsein, nicht ohne Gelegenheiten zu missionarischer Bildung, Glaubensbildung, möglich ist.

b) Konfessionslosigkeit und Mitarbeiterschaft (Osten und Westen)

Die zweite geistliche Herausforderung, die mit der ersten eng zusammen hängt, sehe ich in der weitverbreiteten Konfessionslosigkeit der Mitarbeiterschaft in der Diakonie, stärker im Osten unseres Landes, aber auch im Westen.

Was soll man – ACK-Klausel hin oder her - machen, wenn im Umfeld einer diakonischen Einrichtung, sagen wir bei Görlitz oder Fürstenwalde, nur 20% Christen leben? In Sachsen ist die Mitarbeiterschaft der Diakonie von 1500 vor der Wende auf 16.000 10 Jahre nach der Wende gestiegen. Diese strategische, an Marktanteilen ausgerichtete Expansion erscheint aus heutiger Sicht durchaus problematisch, geschah aber gewiss auch aus geistlicher Motivation heraus, also aus echter Übernahme von sozialer Verantwortung mit der Hoffnung auf eine christliche Prägung nicht nur der Arbeitsfelder, sondern durch sie auch der Gesellschaft.

Aber nun sind die Menschen, die man dazu bräuchte, ja nicht auf dem Arbeitsmarkt vorhanden. Die Hoffnungen, sagen heute die Verantwortlichen, seien enttäuscht worden. Es ist ein Vakuum entstanden: Wo Diakonie draufsteht, ist durchaus nicht sicher, dass Diakonie drin ist.

Was also machen?

Zunächst einmal ganz schlicht: diese Konfessionslosen „liebhaben“, wie Bischof Noack kürzlich in seiner unnachahmlichen Art sagte. „Sie können ja nichts dafür!“ Mehr noch: Wir könnten ohne sie unsere diakonische Arbeit überhaupt nicht tun. Und man müsse genau hinschauen, meint Noack, und fragen, wer diese „Konfessionslosen“ eigentlich seien.

In der Tat: Ist die Bezeichnung „konfessionslos“ für diese über zwei bis drei Generationen dem christlichen Glauben gegenüber Entfremdeten überhaupt passend? „Konfessionslos“ klingt ja, als ob ihnen etwas fehle, wie dem Obdachlosen Obdach und dem Arbeitslosen Arbeit. Aber ein Leben ohne Kirche und Glaube wird weitgehend gar nicht als Mangel empfunden – das zu suggerieren ist eine typisch westliche Perspektive. Auf die Frage: „Bist du religiös“, sagt eine: „Nein, ich bin ganz normal!“ Es ist total unnormale, mit der Kirche etwas zu tun zu haben. Die völlige Unberührtheit von Kirche ist das Normale.

Und doch könnte die Beschäftigung solcher Menschen in der Diakonie für sie selber eine Brücke sein zum Glauben, wenn in guter, liebevoller Weise dieser Glaube vermittelt wird: nicht in erster Linie theoretisch, sondern praktisch, z.B. an Sterbebetten, etwa daran, welche Bilder in den Fluren hängen und warum, durch eine Kultur des Zusammenlebens, in der christliche Existenz erlebt und erkennbar wird. Das nenne ich „missionarische Existenz“. Das schließt nicht aus, sondern ein, dass eine diakonische Einrichtung auch Angebote der Glaubensbildung macht, durch besondere Veranstaltungen wie Glaubenskurse und Tagungen, die – verpflichtend oder freiwillig - ins Fortbildungsangebot genommen werden.

Fatal jedenfalls wäre dies, dass, wenn einer einen anderen fragt: „Du arbeitest bei der Kirche?“, der andere ohne Arg antworten würde: „Nein nein, ich arbeite bei der Diakonie!“

III. Missionarische Existenz und diakonischer Auftrag: Orte und Weisen der Verwirklichung (Impulse)

1. Im persönlichen Umfeld

Kürzlich hatte ich eine Begegnung vor unserm Haus: Eine mir bekannte Frau spricht mich an und erzählt: „Meine Mutter ist schwer krank. Sie wird wohl bald sterben. Aber so ist die Natur. Werden und vergehen. So ist die Natur.“ Und es war fast, als ob sie aus diesem Naturgesetz einen Trost gewann. Ich merkte, dass ich etwas sagen müsste. Aber es war mir in diesem Moment zu mühsam, zu schwierig, und Zeit hatte ich eigentlich auch nicht. Jedenfalls gelang es mir nicht. Diese verpasste Gelegenheit geht mir bis heute nach.

ich denke an ein Gedicht von Lothar Zenetti, in dem es heißt:

Was sage ich einem Menschen
der am Ende ist?
Was sage ich ihm
unter vier Augen in seine Sorgen
am Grab der Liebe in sein Alleinsein
am Krankenbett in seine Schmerzen
im Todeskampf in sein Angst?
Sage ich auch:
Kann man nichts machen
es erwischt jeden einmal
nur nicht den Mut verlieren
nimm's nicht so schwer
vielleicht ist's morgen schon besser
sage ich das?
Sage ich nichts als das?
Ich sollte doch kennen
den einen und einzigen Nehmen
der uns gegeben ist unter dem Himmel.
Ich kenne ihn auch –
und doch schweige ich.
Ich schäme mich.

Wie können wir lernen, im Namen Jesu geistesgegenwärtiger, mutiger, interessierter am fragenden und bedürftigen Menschen zu sein?

2. In der Gemeinde

Ein Pfarrer aus Berlin Reinickendorf schreibt:

„Je größer die Gemeinde, umso mehr Nöte in den eigenen Reihen. So könnte man die nüchterne Erfahrung einer wachsenden Gemeinde in der Großstadt Berlin beschreiben. Als Kirchengemeinde in einem – nunmehr 40 Jahre alten – Hochhausviertel hatten wir all die Jahre hindurch unser Ohr am Boden: Liebeshungrige Kinder beim ‚offenen Nachmittag‘, Konfirmanden aus zerbrochenen Familien, Menschen an seelischen Abgründen und in Krisensituationen, und einfach, nur‘ die vielen Einsamen, Alten, irgendwie Angeschlagenen. Das sind die Menschen, die wir seit Jahren nicht nur, ‚betreuen‘, sondern die in Christus neues Leben gefunden, seine Gemeinde als ihr Zuhause entdeckt haben und mit denen Gott kräftig seine Gemeinde baut.“

Das ist für mich ein Geheimnis – ein wunderbares Geheimnis: dass Gott mit den Mühseligen und Beladenen seine Gemeinde baut. Dass die Hinkenden – ich denke an Jakob am Jabbok – die Gesegneten sind. Dass Gott mit diesen Menschen seine Gemeinde baut. Und dass eine Gemeinde wächst, wenn Mühsal und Last ernst in ihr genommen werden. Da wird eine Gemeinde zum Leuchtfeuer, Leuchtturm, wenn Traurige getröstet und Hungernde gespeist, Nackte gekleidet und Kranke besucht werden. Da entsteht der Hunger nach mehr, über dem Brot des Leibes der Hunger nach dem Brot des Lebens.

Das klingt dann – in einem Bericht von derselben Gemeinde – so:

„Menschen sehnen sich nach Heilung und kommen oft gerade deshalb auf die Gemeinde zu....Dass wir heil werden in der Gegenwart Gottes, wird in der Regel prozesshaft erlebt, in vielen kleinen Schritten oder in Teilbereichen. Was ich in der Gemeinde als so besonders kostbar empfinde: Wir sind alle Lernende und wollen das, was wir selbst erfahren haben, an andere weitergeben. Ich habe für mich persönlich den Eindruck, dass ich meinen Ratsuchenden höchstens ein, zwei Schritte voraus bin. Wir stehen also gemeinsam vor Gott und sind auf sein Wirken und Handeln angewiesen“

3. Im beruflichen Umfeld:

Für das berufliche Umfeld habe ich 5 Thesen mitgebracht, die ich beim Wichernkongress im Januar dieses Jahres vorgestellt habe. Ich lese im Blick auf die ersten vier nur die Überschriften vor und erinnere damit an bereits Gesagtes. Die 5. These trage ich ganz vor. Sie ist für mich entscheidend für die Ausgangsfrage dieses Referats nach der „missionarischen Existenz“ und worin sie gründet.

1. Diakonie ist nicht nur Tat, sondern hat Anteil am Dienst des Wortes.

Nicht selten ist zu hören, dass Diakonie die Tat, Evangelisation das Wort zu vertreten habe. Diese tendenziell zutreffende Arbeitsverteilung darf jedoch nicht bedeuten, dass Diakonie als Tatzeugnis der Liebe Gottes stumm und schweigsam bleibt. Vielmehr hat sie die wunderbare Chance, dem ganzen Menschen das Zeugnis von Gottes Liebe in der ganzen Breite zu geben: leibhaft, zeichenhaft, worthaft. Denn „soziales Handeln von Christen ohne Evangelisation – ohne ständige Erweckung und Erneuerung aus dem Evangelium und ohne Hinführung zum Evangelium – läuft Gefahr, zum angepaßten Erfüllungsgehilfen des Sozialstaats ... zu werden“ (R. Weth).

Die Orientierung an Johann Hinrich Wicherns Werk kann uns helfen, die Diakonie wieder entschlossener in den Horizont der „Wiedergewinnung der Entfremdeten“ zu stellen.

2. Leid öffnet die Menschen in besonderer Weise für Glaubensfragen.

Der Wille zur Evangelisation in der Diakonie darf sich nicht lähmen lassen vom Generalverdacht, sie instrumentalisieren Leid und setze leidende Menschen unter einen

„missionarischen Druck“. So wenig diese Gefahr grundsätzlich gelehnet werden kann, ja, ihr widerstanden werden muss, so sehr sollten wir davon ausgehen, dass gerade leidende Menschen in besonderer Weise an Lebens- und Sinnfragen stoßen und darum Angebote und Ansprechpartner für eine „missionarische“ Seelsorge und Verkündigung brauchen. „Missionarisch“ ist sie, wenn sie zu den Menschen hingeht, sie (auf)sucht, ihr Angebot erkennbar macht und auf Lebensprobleme eingeht. Das geschieht, wenn sie das Gegenüber nicht zum Objekt macht, vielmehr die Begegnung in der gegenseitigen Freiheit des Gesprächs gestaltet. Aber die „Initiative“ des Suchens und Aufsuchens ist ein entscheidendes Kennzeichen missionarischer Existenz, in die sich Mitarbeitende in der Diakonie einüben sollten. Hier liegt der Herzschlag von Wicherns missionarischer Diakonie.

3. Diakonische Arbeit braucht missionarische Kompetenz. Sie muss und kann erlernt werden.

Diakonische Mitarbeitende begegnen in ihren Arbeitsbereichen einer Vielzahl von Menschen, darunter längst Ausgetretenen, dem Glauben fernstehende Kirchengliedern und Konfessionslosen. Diese können auf dem Wege der klassischen *gemeindlichen* Arbeitsfelder nicht oder kaum mehr erreicht werden. Darum sind diakonische Handlungsfelder besondere missionarische Gelegenheiten, die die Diakonie um Gottes und dieser Menschen willen phantasievoll nutzen soll. Die Diakonie und die ihr Anvertrauten würden gewinnen, wenn sie sich im Sinne Wicherns von der leidenschaftlichen Suche nach dem von Gott entfremdeten Menschen anstecken ließen. Unbeschadet ihrer Eigenständigkeit kommt der Diakonie die Aufgabe zu, in ihrem Bereich selber missionarische Kompetenz auszubilden. Sie sollte dazu die in den jeweiligen Landeskirchen vorhandenen „Missionarischen Ämter“ beanspruchen. Kursangebote können helfen, die Sprachfähigkeit von Mitarbeitenden in Sachen Glauben zu fördern und das Erzählen vom Glauben (Wichern) und Informieren über den Glauben zu erlernen. Rituale der Segnung und Salbung und andere Formen der Weitergabe des Glaubens im Zusammenhang der Seelsorge ließen sich einüben. „Die Gabe bildet sich mit der Übung“ (Wichern).

4. Glaubensbildung für Mitarbeitende gehört zum Grundbestand diakonischer Personalführung.

Angesichts der Tatsache, dass Diakonie auf Mitarbeitende angewiesen ist, von denen eine Mehrzahl kein gewachsenes Verhältnis zur Kirche hat, wird die alte Erkenntnis Wicherns wichtig, dass Mission immer auch Mission „nach innen“ bedeutet. Es stellt sich die Frage: Wie können diese Mitarbeitenden – ohne Druck, aber mit klaren Angeboten – an die diakonischen Anliegen, an die Kirche, an den Glauben herangeführt werden? Es wäre illusionär und autoritär, eine gesamte Mitarbeiterschaft als „Glaubens- und Dienstgemeinschaft“ durch einen einklagbaren Arbeitsvertrag zu vereinnahmen. Aber Angebote der Hinführung und Einführung in Diakonie, Kirche und Glaube sind um der Qualität der Arbeit willen und aus Verantwortung für die Mitarbeitenden nötig. Vermehrt werden „Einführungskurse“, „Basiskurse“, „Glaubenskurse“ angeboten und veröffentlicht und überregionale Tagungen zum Aufgabengebiet der Weitergabe des Glaubens in der Diakonie durchgeführt.

5. Die Entwicklung geistlichen Lebens in der Diakonie schafft diakonisches Profil.

Diakonische Arbeit nimmt ihren Ausgangspunkt beim Erbarmen Jesu. Dieses Erbarmen gilt nicht nur „den anderen“, sondern auch den Mitarbeitenden selbst. Im Gebet und in der Gemeinschaft des Glaubens liegt die Motivations- und Kraftquelle, die Quelle der Erneuerung und klaren Ausrichtung in dem oft schweren Dienst eines schnelllebigen

Berufsalltags. Darum bedarf es der Orte und Zeiten des Rückzugs, allein und in der Gemeinschaft, der Inseln gemeinsamer Stille, des gemeinsamen Feierns, der Angebote des Hörens, Betens und des gegenseitigen Anteilnehmens. Alte und neue Formen solcher Spiritualität wären zu entdecken und zu pflegen. In ihnen zeigt sich auch die Gemeindlichkeit der Diakonie. Ist sie einladend – also weder vereinnahmend noch ausschließend –, dann geht auch von ihr missionarische Kraft aus.